

aufgreift – dann auch Hilfe von außen wächst, daß eine gewisse Solidarität entsteht, daß auch Achtung und Respekt bis hin schließlich innerhalb des Systems entstehen – so weit muß ich das bringen. Das war ein Effekt, den man feststellen konnte.

Deswegen ist es nach meinem Dafürhalten besonders schlimm, wenn gerade Genossen, Parteigenossen, die politische Verantwortung und größere politische Einsicht aufgrund von Schulungen hatten, die auch laut Statuten und dergleichen die Wege hatten und nicht mehr mit den Repressalien der fünfziger und sechziger Jahre leben mußten, den Mund nicht aufgemacht haben, daß gerade die mit solchen Verleumdungsmethoden, wie wir es vorhin gehört haben, Sachargumente kaputtgemacht haben. Das muß man nach meinem Dafürhalten heute auch auf die Tagesordnung setzen: Wer ist eigentlich jener Herr Professor oder sonstwer, der in Verbindung mit diesem und jenem Projekt heute wieder die große Feder führt?

Lassen sie mich bitte noch einen Satz sagen. Es ist wirklich das Problem, wie wir das, was wir hier leisten, in mehr Gerechtigkeit, in mehr Wahrheit, in mehr Fortschritt, in eine Zukunft umsetzen. Das ist ja das Ergebnis, was wir anstreben. – Es ist die Frage: Wer hat eigentlich Interesse an dieser Aufarbeitung der Vergangenheit, daran, sie in eine Politik umzusetzen, die Vergangenheit aufarbeitet? Das ist meine Frage.

Ich danke für die Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Ich denke, weil es genau um diese Frage geht, sind wir hier. Aber wir wissen auch nach meinem Eindruck, daß wir in dieser Frage z.Zt. nicht die Mehrheit der Gesellschaft darstellen. Deshalb ist es besonders wichtig, das zu verstärken, wovon hier vorhin klagend gesprochen worden ist – auch, was die Öffentlichkeitsarbeit anlangt. Solche Dinge sollten einfach sehr viel breiter gehört werden, um zu sehen: Wie gehen wir mit diesen vierzig Jahren sehr differenzierter Geschichte um? Es geht darum, daß wir uns dies jetzt erzählen, aber auch Folgerungen daraus ziehen. Das wird ja das nächste Gespräch mitbestimmen.

Ich möchte als letzten in dieser Runde Herrn Klaus Pfeumer bitten, zu uns zu reden.

Klaus Pfeumer: Ich kann über die Ereignisse berichten, die man als Inhaber eines Privatbetriebes in der Deutschen Demokratischen Republik, dem ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat deutscher Nation – das war unser Titel –, erlebte. Ich bin einer der letzten Mohikaner, und daß ich überhaupt noch da bin – ich bin Jahrgang 1920 und jetzt zweiundsiebzig Jahre alt –, verdanke ich nur der Tatsache, daß ich einen kleinen Kunstverlag hatte.

Wir stellten in der DDR das Briefpapier her, das jeder in der DDR gern haben wollte, das nur unter dem Ladentisch verkauft werden konnte, weil

die Kontingente nicht groß genug waren. – Jetzt fragt natürlich niemand mehr danach, weil ja jetzt alles West ist, mit schwarzen Strichen und in Zelophanverpackung, und das konnten wir nicht so schnell machen.

Außerdem waren unsere Gelder, die wir nicht hatten, eins zu zwei abgewertet, und alles das, was uns wert war, war ja nun auf einmal nichts mehr wert. Unser Fahrzeugpark stand noch mit 60.000 Mark im Betrieb, den ich über GENEX bekam, von meiner Mutter, weil ich als deutscher demokratischer Privatbetrieb der Leichtindustrie natürlich kein Fahrzeug bekam. Aber ich hatte eine Mutter, die mir ein Fahrzeug schickte. Aber die Fahrzeuge waren natürlich auch nichts wert. Heute sind sie mit 2.000 Mark Entsorgungskosten alle verschrottet.

Aber ich will doch die wichtigsten Dinge ganz kurz andeuten. Ich habe leider zu wenig Zeit, ich könnte hier eine Stunde reden, und es würde auch spannend werden – das würde ich Ihnen schon versprechen.

Aus dem Krieg bin ich dank eines großen Geschenks gesund heimgekommen. Ich war Flugzeugführer, und das war ja nicht gerade eine Lebensversicherung; aber ich kam gesund heim und war der einzige von den jungen Männern, der nach Hause gekommen ist. Nun war ich eben als derjenige dran, der die Stange halten mußte. Wir gründeten unseren kleinen Verlag in Zittau. Meine Eltern waren Flüchtlinge aus dem Gebiet zwei Kilometer vor Zittau, aber es war alles weg. Meine Aufgabe war es, die geschäftlichen Dinge in diesem kleinen Verlag zu erledigen, die Aufgabe meines Pflegevaters war, die Scherenschnitte herzustellen – Doktor Plischke -; die älteren unter Ihnen kennen sie, für sie alle ist das ein Begriff. Meine Mutter machte die Finanzen. Das war alles sehr schön und einfach und ging im Anfang auch sehr gut. Wir hatten einen guten Namen, und wir bekamen auch die Papierkontingente.

Aber da meine Eltern Flüchtlinge waren und noch in Bayern einen kleinen Besitz hatten, zogen sie nach Bayern weiter, und ich blieb in Zittau. Das war ja alles sehr gut; ich arbeitete und schickte ihnen das Geld. Die Sache war einfach.

Aber dann kam ein Ereignis: Es gab eine Währungsreform, und auf einmal war zwischen uns eine Grenze, eine erste Grenze aufgestellt. Ich konnte meinen Angehörigen kein Geld mehr schicken. Sie hatten ja keine Rente, weil er als Künstler nicht versichert war. Also was blieb mir übrig? Ich mußte Wege finden, wie ich meine Angehörigen unterstützen konnte, und zwar deswegen, weil das DDR-Geld nicht kompatibel war. Das können Sie sich gar nicht vorstellen. Es gab für einen DDR-Bürger nicht eine Mark-West und für einen Privatbetrieb der Leichtindustrie überhaupt keine Mark-West. Es wäre ja nicht schwierig gewesen mit der Währungsreform: Wenn das normal gewesen wäre, wie das in aller Welt ist, hätte ich weiter meine Postkarten und Kalender nach Westdeutschland, nach ganz Deutschland verschickt, hätte einen Scheck von der Dresdner Bank in meiner Bank eingelöst; es wäre einfach gewesen. Aber das ging nicht...

Wir hatten ein Außenhandelsmonopol, und dann gab es einen innerdeutschen Handel. Der saß in Berlin. Wir bekamen also die Möglichkeit, nach Westdeutschland zu liefern. Dann konnte der Westdeutsche in Westmark bezahlen, und ich kriegte die einzig stabile Währung, die es für mich gab, die Ostmark, die Mark der Deutschen Demokratischen Republik, von der unser großer verehrter Herr Walter Ulbricht sagte: Sie wird in Finnland so wertvoll gehalten; das ist eine stabile Währung. Der mußte es ja wissen, er war in Finnland, ich war nie dort gewesen.

Das war die Währungsreform. Mit der Währungsreform hatte ich also auf einmal eine Teilung meiner Familie. Da gibt es noch vieles zu sagen, aber ich muß schnell machen.

Das nächste war das Außenhandelsmonopol; das hatte ich gerade gesagt. Ich durfte für den Export arbeiten, der nur vom Außenhandelsbetrieb geleitet und abgewickelt wurde. Ich war also nur der Hersteller, bekam den Preis vorgeschrieben, und da ich im Inland einen Gewinn erzielte, kriegte ich keine Subventionierung für die Preise. Ich mußte also die Preise aus meinem eigenen Gewinn subventionieren. Aber das spielte damals gar keine Rolle. Ich zahlte 95 % Steuern, und da habe ich es sowieso bloß aus den Steuern genommen.

Sie können sich nicht vorstellen, was das bedeutet, 80 bis

95 % Steuern zu bezahlen. Das heißt praktisch, daß ich zwar für meine Kinder, die in die Schule gingen, Kapitalist war. Da waren meine Kinder immer die Kapitalistenkinder. „Wollt ihr einen Kapitalisten sehen? – Christine, steh mal auf! Das ist ein Kapitalistenkind.“ Ich hatte aber nicht den Verdienst eines Kapitalisten. Ich hatte so viel, wie ein normaler Werktätiger am Ende Lohn hatte. Von diesem Nettolohn durfte ich natürlich noch die Vermögenssteuer für den Betrieb bezahlen. Sie betrug damals 4.000 Mark, weil ich ein Vermögen von 400.000 Mark hatte. Ich bin auf das Finanzamt gegangen und habe gefragt: Sagen Sie mir einmal, wo ich das Vermögen von 400.000 Mark habe? Ich wäre ja dämlich, wenn ich das jetzt nicht verscherbelte und mir dann für die 400.000 Mark ein Bankguthaben anlegte. Dann bekäme ich immerhin bei 3,5 % Zinsen fast 15.000 Mark Zinsen im Jahr. Da brauche ich nicht mehr zu arbeiten; da kann ich meine Radieschen säen. – „Das wissen wir auch, wir rechnen dazu und dazu, und dann muß noch zurückgerechnet werden.“ – Jedenfalls kamen die auf 400.000 Mark.

Jetzt kommt der nächste Schritt. 1952 gab es eine Geheimverfügung eines gewissen Staatssekretärs Wendt. Wenn hier Herren unter uns sind, die irgendwie in diese Geheimverfügung von damals einen Einblick haben, dann wäre ich denen sehr dankbar, wenn ich diese Geheimverfügung heute einmal lesen könnte, denn mit dieser Verfügung war festgelegt worden, daß mein Sohn, der später heranwuchs und groß wurde, den kleinen Privatbetrieb der Leichtindustrie – und das waren die Allerletzten in der DDR, die hatten entsprechend auch die allerniedrigsten Tarifverträge, waren ganz unten; wir

fingen mit nur 81 Pfennig Stundenlohn an – nicht übernehmen durfte. Ich wäre also sehr dankbar, wenn ich diese Verfügung einmal sehen könnte. Die Verfügung gälte heute noch, wenn die DDR nicht gestorben wäre. Das ist ganz wichtig.

Jetzt hatten ja meine Eltern drüben auch einen Kleinbetrieb aufbauen müssen. Den nannten sie genau wie meinen Betrieb – Plischke Kunst. Nun stellte auf einmal die DDR fest: Das sind ja Betriebe im Osten und im Westen, die genau den gleichen Namen haben. Das ist ja ein Verbrechen! – Das können Sie sich nicht vorstellen. Also bekam jetzt nicht der Westen die Verfügung, daß er seinen Namen ändern mußte; ich kriegte die Mitteilung, die hieß: „Herr Pfeumer, bis zum nächsten 1. Januar haben Sie Ihren Betrieb zu verändern.“ Darüber gab es natürlich nichts Schriftliches. Über solche Dinge gab es nichts Schriftliches. Das wurde ganz im Vertrauen unter uns gesagt. Da kamen die Herren mit dem schwarzen Anzug oder der Lederjacke: „Herr Pfeumer...“, und dann ging das los.

Jetzt ist aber das Notvolle an dieser ganzen Geschichte, daß mich der Westbetrieb, der Plischke Kunst heißt und inzwischen durch Erbfall ein englisches Unternehmen geworden ist, verklagt, mich, der ich in der DDR alles aufgebaut habe und der ich ihm vierzig Jahre lang die Waren rübergeliefert habe, weil er sie gar nicht selber herstellen konnte, denn ich hatte ja die Produktionsstätte. Ich komme jetzt gerade vom Gericht, ich habe heute früh Verhandlungstermin hier im Landgericht Berlin gehabt. Jetzt wollen sie den Namen, den ich „freiwillig“ damals aufgegeben habe, für sich beanspruchen. „Sie haben doch gar keinen Beweis dafür, daß Sie den Namen aufgegeben haben.“ – Ich habe keinen Beweis dafür! Wer gibt mir denn den Beweis? Weil ich ihn freiwillig aufgegeben habe, habe ich auch kein Recht mehr, ihn heute noch zu führen. Nein, ich soll 100.000 Mark Honorar für die Vergangenheit bezahlen. – Ich höre auf.

Ich stimme den anderen Vorrednern auch zu, daß wir in der Anfangszeit – also ab 1950 – in der ständigen Bedrohung lebten, daß die Staatssicherheit aus irgendeinem Grund mich abservierte. Ich war Christ und hatte natürlich manchmal auch ein Wort riskiert. Meine Kinder waren nicht Pioniere und hatten auch ein Wort riskiert. – Ich will Ihnen ein Beispiel sagen. Da kommt meine kleine Göre heim und sagt: „Vati, meine Lehrerin sagt immer: Ach Gott, ach Gott, ach Gott. Weißt du, Vati, ich habe ihr heute gesagt: Wissen Sie, Frau Jäger, Sie glauben doch gar nicht an Gott. Sagen Sie doch: Ach Pieck, ach Pieck, ach Pieck.“

(Heiterkeit und Beifall des Abg.)

Markus Meckel, SPD)

Das war der Mut der Kinder.

Die andere, die Große erzählte dann einmal, die Lehrerin sagte: „Ihr müßt

euren Eltern alle sagen, daß der Herr Krolikowski“ – so ein Politonkel – in Zittau spricht. Sagt das alle Euren Eltern.“ Meine Große stand auf. „Nun, Christine, was hast denn du?“ – „Frau Jäger, ich muß Ihnen das sagen, das sage ich meinen Eltern nicht; die sind für so was nicht.“

(Heiterkeit)

– Ich habe noch eine ganze Hucke.

Das Wichtigste war für uns alle der Mauerbau, denn mit dem Mauerbau war für uns eine ganz harte Grenze gegeben. Da hängt wieder so viel Persönliches dran; ich muß ja Schluß machen, man mahnt mich dauernd auf der Seite.

Ich will Ihnen noch etwas sagen. Es gab nichts, was wir uns nicht vorher genehmigen lassen mußten. Ich mußte jedes Lesezeichen genehmigen lassen. Einmal war doch dieser Regierungsstelle ein Lapsus unterlaufen. 1958 hatte mein Onkel, der Doktor Plischke, einen Scherenschnitt geschnitten, einen wunderschönen Scherenschnitt. Da war in der Mitte ein Ziegenbartpilz, und ringsherum saßen die Steinpilze und Herrenpilze, und darunter stand der schöne Spruch:

„Ein Pilz von ganz besonderer Art
ist der bekannte Ziegenbart,

(Heiterkeit)

genießbar wohl, doch kein Genuß,
den echten Pilzen ein Verdruß.
Mit Recht: Ein Pilz, der Haltung wahrht,
trägt einen Hut und keinen Bart.“

(Heiterkeit und Beifall)

Der Scherenschnitt war in Westdeutschland entstanden. Ich komme mit diesem Scherenschnitt zu der Druckgenehmigungsstelle im Ministerium für Kultur in der Clara-Zetkin-Straße. „Herr Pfeumer, was soll denn das Bild?“ – Ich wußte natürlich, was das Bild bedeutet, aber mit meiner Unschuldsmiene, die ich aufsetzen konnte, sagte ich: „Ach, wissen Sie, das ist eine Naturbeobachtung; und mein Onkel macht in der Pilzzeit immer eine Naturbeobachtung.“ Da war die Dame so fahrlässig und drückte ihren Stempel auf dieses Bild.

(Heiterkeit)

Nun kam ich mit diesem Original in die Druckerei. Wer Druckfachmann ist, weiß daß: Da kam als erstes die Lithographie, die die Aufnahme machte. Der Lithograph sagte: „Ein schönes Bild, ein schönes Bild.“ Dann kam der Drucker: „Ein sehr schönes Bild, Herr Pfeumer; das gefällt mir sehr.“ Dann haben in der Deutschen Demokratischen Republik 30.000 Familien gelacht, herzlich gelacht.

(Heiterkeit)

– Das war die Auflagenhöhe. Neben denen, die lachten, gab es auch ein paar, die nicht lachten.

(Heiterkeit)

Die sind schnellstens zum Ministerium hinaufgerannt und haben gesagt: „Aber Hilde, wie kannst du das genehmigen?“ – Sie war natürlich deprimiert, und sie bekam ein Disziplinarverfahren. Ich kam im Oktober wieder zu Hilde und sagte: „Ich möchte gern die Druckgenehmigung für das nächste Jahr einholen.“ – „Ja, Herr Pfleumer, wir können Ihnen die Genehmigung nicht erteilen. Ihre Kalender haben eine mangelnde Bewußtseinsbildung.“ – „Zeigen Sie mir mal ein Bild von mangelnder Bewußtseinsbildung.“ „Sehen Sie mal dieses Bild. Hier sitzt der junge Mann auf dem Stein und schaut weit ins Land hinein, und darunter steht der Spruch: „Aus Beschaulichkeit und Ruh’ strömt dir der Weisheit Fülle zu. Oh, wär dies allgemein bekannt – die Weisheit nähme überhand.“ – „Sehen Sie, so etwas Spießbürgerliches, Pazifistisches, so etwas Sinnloses. Das ist typisch für die Art und Weise, in der Sie künstlerisch arbeiten.“ Ich sagte: „Ja, Sie haben Recht. Ich war gerade vorige Woche in Weimar. Da habe ich mir das Gartenhaus angesehen, und da muß ich sagen, der alte Goethe hatte eigentlich die Beschaulichkeit und Ruh’ auch sehr gesucht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er seine Gedichte auf dem Karl-Marx-Platz gemacht hat.“ – Jetzt war mein Kalender verboten und damit meine Gesamtexistenz weg, weil das die Stütze des Verlages war. – Nun kann ich wieder eine lange Geschichte erzählen, aber ich muß aufhören.

Nur mein Blick in den Volkswirtschaftsplan – das war so ein dickes Buch – rettete mich, weil ich dort hinter dem Artikel „Briefausstattungen“ kein K gefunden habe. Das hieß, Briefausstattungen waren nicht kontingentiert. Der Minister, der das Buch geschrieben hatte, hatte vielleicht nicht gewußt, daß in Zittau noch so ein kleiner Quetscher sitzt, der auch Briefausstattungen machen kann. Nun konnte ich anstelle von Kalendern Briefausstattungen machen. Mit denen hatte ich in der DDR maßgeblich die künstlerische Position inne. Man hat mich gefragt, welche Briefausstattungen nun eigentlich herauskommen sollen. Bei den meisten habe ich gesagt: „Das ist nichts.“ – Meine konnten herauskommen, aber ich hatte kein Kontingent.

Ich muß als letztes sagen, bei der Kalendergenehmigung hatten sie noch die Unverfrorenheit, mir zu sagen: „Ihren Kalender können wir Ihnen natürlich nicht verbieten, denn wir haben in der Deutschen Demokratischen Republik keine Zensur; aber Sie kriegen keine Druckgenehmigung.“

(Heiterkeit und lebhafter Beifall)

– Sie glauben mir jetzt, daß ich noch eine Stunde erzählen kann.

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Das glauben wir Ihnen sehr gerne, und ich bin dankbar dafür, zumal das ein Zeichen dafür ist, daß man nach so

manchem, was man erlebt hat, den Mut in seinem Leben nicht verliert, und diese Einstellung ist von hohem Wert.

Ich hoffe, daß Sie nicht nur bei dem, was Sie in vierzig Jahren erlebt haben, den Mut nicht verloren haben, sondern auch bei dem, was Sie jetzt erleben, den Mut nicht verlieren, sondern vielleicht doch noch Erfahrungen machen, die Sie den Mut wieder gewinnen lassen.

Klaus Pfeumer: Ich möchte noch einem Satz zu dem sagen, was Sie vorhin sagten, Herr Wende. Sie sagten: Wir haben 57 Jahre unter der Zwangsherrschaft gelebt. Dazu muß ich nur sagen: Das war unser Leben! Wir haben bloß eins.“

(Beifall)

Ich hätte auch drüben eine kleine Druckerei aufbauen können, und ich hätte auch einen gutgehenden Verlag gehabt, und ich hätte auch wirklich was bedeuten können, aber wir haben unser Leben hier in diesem Land verbringen müssen, weil wir hierblieben und nicht abgehauen sind, weil es ja auch hier Leute geben mußte, die was machten.

(Beifall)

Das wird den kleinen Betrieben, von denen Lothar Späth gesagt hat, daß sie das Rückgrat und die Zukunft der Industrie sind, heute nicht honoriert. Ich bin am Boden; ich habe heute 300.000 Mark Schulden und keine Hoffnung, daß ich die jemals zurückzahlen kann. Dafür habe ich aber nicht Luxus getrieben, sondern ich habe Maschinen gekauft, die jeden Tag, an dem sie dastehen, weniger wert werden, weil ich keine Aufträge dafür habe. Wir haben keine Produktion, weil für die Produktion immer „Go to West“ gilt.

(Beifall)

Entschuldigen Sie, es gibt schöne Dinge, die wir durch die Wiedervereinigung bekommen haben. Ich bin für vieles, vieles dankbar, aber das mußte auch gesagt werden.

(Beifall)

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Ja, es ist wichtig, daß auch so etwas gesagt werden kann.

Wir sind mit unserer Reihe hier oben am Ende. Es gibt mehrere, die sich gemeldet haben. Wir sollten jetzt keine Rückfragen mehr stellen. Ich habe bei zweien, die ich bitte, sich sehr kurz zu fassen, zugesagt, daß sie über dieses Podium hinaus noch etwas sagen können. Ich möchte Sie bitten, daß Sie sich einigen, wer von Ihnen redet. – Frau Anke Heinze berichtet über ihre Erfahrungen mit dem Jugendwerkhof.

Anke Heinze: Ich möchte mich zuerst einmal den Ausführungen von Frau Mangoldt anschließen. Sie hat eine Situation in Kinderheimen beschrieben.